

Die Honigbiene im alten Indien.

Eine kulturgeschichtliche Skizze

von *Canus*.

Zu der Rolle, welche die Honigbiene im alten Indien gespielt hat, steht in einem recht grellen Missverhältnisse das, was in den bezüglichen Fachschriften über dieselbe mitgetheilt zu werden pflegt. Bei keinem zweiten Volke möchte die Honigbiene mit dem Gemüthsleben, mit der Vorstellungs-, ja der ganzen Gedankenwelt so innig verwachsen gewesen, bei keinem Volke so sehr als Gegenstand des Mythos in den Vordergrund getreten sein, als bei den alten Indern. Und doch — fast nichts wird mehr über dieselbe geschrieben!

Zur Begründung des Gesagten seien einige wenige speziellere Werke angezogen. J. G. Bessler, „Geschichte der Bienenzucht. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte.“ Ludwigsburg 1885, sagt Seite 22 aus: „Auch in Indien wurden die Bienen als seelisch begabte und darum heilige Wesen verehrt. Die Biene galt bei den Bewohnern des alten Indiens als Träger und Begleiter ihrer Gottheiten. Sie war dem Krischna heilig und sein Symbol. Krischna, d. h. der dunkelblaue aber war der Name des Gottes Vischnu in seiner achten Verkörperung“ — und das ist Alles! Und J. Victor Carus, „Geschichte der Zoologie bis auf Joh. Müller und Charl. Darwin.“ München 1878, legt Seite 12—13 dar: „Befremdend ist es, wenn nun zu den nicht gezähmten aber dem Menschen sonst näher tretenden Thieren übergegangen werden soll, dass zwar der Name für den „süssen“ Honig (Skr. madhu, griech. μέθυ, übertragen Meth), aber nicht für das so früh bewunderte Honig sammelnde Insect Allgemeingut geworden ist (Skr. bhramara führt auf βράμω, Bremse; druna Skrt. kann nicht Drohne sein; Imme heisst griech. ἰμψις, lat. apis; auch Biene schliesst sich vielleicht an apis).“ Und Seite 25: „Im Uebrigen verdiente wohl auch die indische Litteratur, soweit die ungemein schwierige Chronologie es gestattet, in Bezug auf eine Geschichte der Thiere einmal sorgfältig durchgearbeitet zu werden.“

Auch Lassen's dickleibige „Indische Alterthumskunde“ bringt nur wenige und bei mangelndem Register so zerstreute Angaben, dass nach wochenlangem Suchen — „nascetur ridiculus mus.“ Da heisst

es Band 2, Aufl. 2, 1874, Seite 11, Anm. 2, der indische König Ranâditja, der durch besonderes Glück dreihundert Jahre regierte, sei in einem früheren Leben ein Spieler gewesen, der alles verloren hatte, habe sich aber nachher die Gunst der Göttin, welche unter den Bienen im Vindhya wohnte und eine Form der Lakshmi (Glücksgöttin) war, gewonnen; diese habe ihm zugestanden, sich von ihr zu erbitten, was er wolle; er aber habe sie zur Frau verlangt und da sie als Göttin mit einem Sterblichen sich nicht verbinden konnte, so habe sie ihm versprochen, es in einer zukünftigen Geburt zu werden; sie sei dann die Königin Ragârambhâ geworden und er als König Ranâditja geboren.

Wenn wirklich die von den Priestern des alten Indiens als göttlich verehrte, von den altindischen Philosophen und Dichtern gefeierte Honigbiene eben jene herrliche, durch Körpergrösse und Farbenpracht vor Allen ausgezeichnete Biene war, welche die heutige Systematik unter dem Namen *Apis dorsata* Fabr. registrirt, so kann es nicht Wunder nehmen, dass sie — ganz abgesehen von dem Nutzen, den sie als Producentin von Honig und Wachs gewährte, und von den geistigen und gemüthlichen Beziehungen, welche sie durch zahlreiche empfehlenswerthe Charaktereigenschaften aufzufinden gestattete — dass sie dem leiblichen Auge des von Natur phantasievoll angelegten Altinders als einen Gegenstand des höchsten künstlerischen Wohlgefallens sich aufzudrängen vermocht hat. Giebt es doch gegenwärtig deutsche Bienenzüchter, die von nicht allzuferner Zeit träumen, in der die grosse indische Honigbiene auch dem deutschen Klima sich angepasst haben werde, obwohl die deutsche Biene, die durch jene grössere und schönere ersetzt werden soll, an Leistungsfähigkeit und practisch verwertbaren Eigenschaften des Temperamentes vor allen fremden Racen und Arten von Honigbienen vielfach bevorzugt erscheint. Vielleicht entzieht auch über kurz oder lang ein misslungener Versuch der Acclimatation der grossen indischen Biene in Europa — jenem Schwelgen in Gedanken alle Nahrung!

Bienenzucht in unserem Sinne, Haus- oder Gartenbienenzucht, scheinen die alten Inder nicht gekannt zu haben, wie denn auch bei den Griechen eine solche, und namentlich bei den Römern, erst verhältnissmässig sehr spät zur Aufnahme gelangte. Es kann daher wenig überraschen, dass auch im alten Indien jene uns Hellschern so sonderbar erscheinende Auffassung von den Geschlechtswesen der Honigbiene gang und gäbe war, welche, vom klassischen Alterthume getragen, sich das Mittelalter hindurch bis in das 17. Jahrhundert

unangefochten weiterschleppte, jene Auffassung, nach welcher das Bienenvolk von einem Könige regiert werde. Sehr bestimmt tritt diese irrthümliche Auffassung in einer sonst trefflichen Parallele der Praṇa Upanishad (II, 4) hervor, wo es heisst: „Gleichwie die Bienen (makshika) dem Bienenkönige (madhukararājan), wenn er ansieht, alle zusammen nachziehen und wenn er sich niederlässt, sich alle mit niederlassen: also auch die Rede, der Verstand, das Auge, das Ohr, diese alle preisen erfreut den Lebensodem.“

War auch das uns enthüllte Geheimniss des Bienenstaates bezüglich seiner individualen Zusammensetzung den Alten ein nicht richtig gelöstes Räthsel, so glaubten sie doch, es richtig gelöst zu haben, und da sie sich um den Fortbestand der einzelnen Bienenvölker bei der unter ihnen bestehenden wilden Bienenzucht nicht zu kümmern brauchten, so stiessen sie nicht auf Widersprüche ihrer Vorstellung vom Bienenleben mit Thatfachen, welche uns erst durch Zucht der Bienenvölker in Körben und Beuten erschlossen sind und konnten sich bei ihren anthropomorphisirenden Begriffen beruhigen. Mit gemüthvollem Versenken jedoch haben sie sich in das freie Leben der Biene vertieft und fast scheint es, als ob zum Reize einer schönen Landschaft ihnen die Biene gehöre, als ob diese da nicht fehlen dürfe, wo das trunkene Auge des Dichters verweilen mag und wo das Herz selbst des nüchtersten Menschen einmal in Entzücken geräth. Den sechs Jahreszeiten Altindiens giebt denn auch nicht am wenigsten die Biene ein für jede charakteristisches Gepräge, wie es in dem *Ritusamhāra*, dem herrlichen lyrischen Gedichte des vielgerühmten Çakuntala-Dichters Kâlidâsa mit viel poetischer Kraft geschildert ist. Der heisse Sommer schweigt von ihr, in der auf ihn folgenden Regenzeit aber sucht die „muntre Bienenschaar Brunstsafft“ und fällt in ihrem emsigen Treiben auch mancher Täuschung zum Opfer:

„Die Biene lässt mit fröhlichem Gesumme
 „Der Lilie volle Freudenkelche stehn,
 „Um auf des Pfauen Räderschweif zu fallen,
 „Den sie bethört für Lotus angesehen.“ (II, 14.)

Und wieder in dem mit Sehnen alle Herzen füllenden Herbste ist sie die „trunk'ne Biene“, die von den mit Blüthen eingehüllten Zweigen des seine Aeste schaukelnden Kovidâra Honig nippt. — Der Winter und die Thaneszeit sind nicht für das freie Leben der Biene geschaffen, aber der Frühling wird, wie für Menschen, so auch für die Biene die Zeit ihres neu erwachenden Lebens; ist doch der Frühling Indiens sogar „ein Held, der,

„Die Herzen froher Menschen zu verwunden,
 „Die Bienen sich zur Bogensehne füget
 „Und Mangoblüthen statt der Pfeile hält.“ (VI, 1.)

Jetzt thut beim fröhlichen Rufe des Kukuks die Biene auf dem Lotus summend „dem Liebsten ihre Schmeicheleien kund“ (VI, 14), jetzt küssen unter des Zephyrs Hauche „trunk'ne Bienen“ der Atimukta nun geöffnete, duftige, glänzende Kelehe (VI, 17), jetzt summen überall, wo die Nachtigall lieblich flötet, wo Mangobäume blühen und der Açoka's honigtriefender Blütenmund sich öffnet, „trunk'ne, berauschte Bienen“ (VI, 24. 26. 30). Der Lenz ist auch die Zeit der Staatsgründung für das junge Volk, denn

„Die Felsen schauet wie besponnen mit Bienennetzen,
 „Wohin sich wendet überall das trunk'ne Auge.“ (VI, 25.)

Allein nicht nur für die Phantasie des altindischen Dichters war die grosse indische Honigbiene ein immer neuer Gegenstand der Anregung; auch der lebensweisen Philosophen Grübeln und Sinnen fand Nahrung an der Biene, blieb innig und fest mit ihrem Thun und Treiben verwachsen; der Biene Sinn für Duft und Schönheit, ihre Liebe für den „König“, ihr Fleiss, ihre Klugheit fordern die gelehrten indischen Pädagogen zu den mannigfaltigsten Vergleichen heraus; die Sammlung „Indische Sprüche, Sanskrit und deutsch“, herausgegeben von Otto Böthlingk, 2. verm. u. verb. Aufl., 1. Theil 1870, 2. Theil 1872, 3. Theil 1873, St. Petersburg, ist voll des Lobes der indischen Biene. Da heisst es z. B.:

„Wie eine Biene den Honig fortnimmt, die Blumen aber schont, so nehme ein Fürst das Geld von den Unterthanen, ohne diesen wehe zu thun.“ (5127.)

„Sieh, Bienen verlassen einen prachtvollen Karnikâra, auch wenn sie schon in seine Nähe kamen, weil er des Wohlgeruchs entbehrt; gerade so machen es Gute mit einem Reichen, wenn dieser von niedriger Art ist.“ (4015.)

„Wer Vorzüge zu schätzen weiss, freut sich über den, der solche besitzt; wer selbst keine Vorzüge hat, findet keinen Gefallen an dem, der sie besitzt; die Biene verlässt den Wald und kommt zur Wasserrose, nicht so der Frosch, obgleich er mit dieser an einem und demselben Orte lebt.“ (2149.)

Das alte Indien erscheint nach den Schilderungen, welche in den Sprüchen der Denker und in den Versen der Dichter auf uns gekommen sind, so recht eigentlich als das gelobte Land des Elephanten und der Biene; neben dem Flamingo mit seinem stereotypen „Liebesruf“, der „durstenden“ Gazelle und der Büffel, „schaar“ spielen Elephant und Biene bei den Dichtern die hervorragendste thierische

Rolle und die Denker ziehen fast nur diese zu ihren Vergleichen heran, ein Umstand, welcher wohl bei dem Elephanten als dem vornehmsten Hausthiere der Inder kaum etwas Auffälliges hat. Sehr eigenthümlich berührt aber die in der ganzen altindischen Litteratur stets in gleicher Selbstverständlichkeit wiederkehrende Verbindung dieser beiden so sehr verschiedenartigen Wesen, die für unsere Begriffe nichts mit einander gemeinsam haben, und von denen auch im alten Indien nur das Eine, der Elephant, mit dem Menschen in innigere Berührung kam, während die indische Biene Waldbiene war und blieb. Nun aber übt der Elephant durch eine ihm anhaftende Eigenschaft eine so grosse Anziehungskraft auf die Biene aus, dass die lebhaftere altindische Phantasie sich den Elephanten ohne die Biene kaum noch vorzustellen vermochte.

Die zoologischen Werke belehren uns darüber, dass der Elephant auf den Backen unter dem hinteren Augenwinkel in der Schläfengegend eine Drüsenmasse von einer Spanne Durchmesser mit engem, kurzem, dem Centrum aufsitzenden Ausführungsgange besitzt; diese Drüsenmasse nehme beim Männchen zur Brunstzeit an Umfang zu und ihre Ausscheidung habe alsdann einen starken Moschusgeruch; nach Beobachtungen in der Menagerie des Pariser Museums erscheint es jedoch unbegründet, das Ausfliessen einer schmierigen Feuchtigkeit aus den Löchern vor den Ohren beim männlichen Elephanten für ein Zeichen der Hitze zu nehmen. Die schmierige Schläfenfeuchtigkeit des männlichen brünstigen Elephanten war aber den Dichtern und Denkern der alten Inder eine unter dem Namen „Mada“ geläufige Exsudation, welche von ihnen mit dem Honig der Biene verglichen wird und eine erstaunliche Menge indischer Sprüche bezeugen eine ausgesprochene Vorliebe der indischen Biene für den Brunstsaft des Elephanten; so heisst es:

„Eine Biene, lüstern nach dem Geruch und dürstend nach dem Genuss des Brunstsaftes eines Elephanten, begiebt sich zwischen seine beständig zusammenschlagenden Ohren, wo es doch nicht leicht ist, sich zu ergehen.“ (2080.)

„Wenn ein stattlicher Elephant bei seiner vor Brunst getrübbten Einsicht Bienen, die nach seinem Brunstsaft Verlangen tragen, durch das Klatschen seiner Ohrklappen verschreckt, dann kommt nur er dadurch um einen Schmuck seines Backenpaares: die Bienen ergehen sich wieder in einem blühenden Lotushaine.“ (2759.)

Doch geht es nach altindischer Weise nicht immer ohne Nutzanwendung ab:

„Auch wenn die nach Brunstsaft begierigen Bienen nicht mehr auf ihn eindringen, bewegt der Elephant seine Ohren; ... auch wenn

die Veranlassung nicht mehr da ist, hören die Thätigkeiten nicht auf, aus Gewohnheit lange fortzubestehen." (5888.)

„Der Elephant, obgleich er eine ungeheure Kraft besitzt, geräth nicht in Zorn, wenn Bienen, versessen auf den Brunstsafte, der auf seinen Backen steht, in ihrer Trunkenheit ihn umschwirren und mit Füßen treten; gewahrt aber der Kräftige eine gleiche Kraft vor sich, dann wird er über die Massen zornig." (2061.)

Zur Belebung des Opfermuthes, der Todesfreudigkeit für einen hohen Zweck, kann auch das Panchatantram, ein altes indisches Lehrbuch der Lebensklugheit in Erzählungen und Sprüchen, Elephant und Biene am besten gebrauchen:

„Von einem Niedern auch wird Ruhm erworben,
 „Wenn er durch einen Grossen ist gestorben,
 „Der Biene gleich, die Hang zum Brunstsafte trägt,
 „Und die der Elephant mit seinem Ohr zerschlägt.“

Für die Richtigkeit der Annahme, der „Brunstsafte“ Mada verdanke nicht ausschliesslich der Brunst des Elephanten seine Entstehung, es könne vielmehr sein Hervortreten auch durch andere gewaltige seelische Erregungen des Trägers der Mada-Drüse veranlasst werden, spricht übrigens eine Stelle aus der „Regenzeit“ in Kâlidâsa's üppigem Liebesliede *Ritusamhâra* (II, 15):

„Und um des Elephanten Lotusstirne
 „Hat sich die munt're Bienenschaar gehäuft;
 „Da wuthentflammet von den Donnerwolken
 „Ein brünstig Nass ihm von der Wange träuft.“

Selten nur wird von den altindischen Poeten dagegen das „süsse“ Produkt der Biene, der Honig, genannt, und wenn dieser in der Schlussstrophe von Panditarâja Jagannâtha's Elegie auf den Tod der Gattin:

„Wer aber stimmte nicht von Herzen mit ein zum Ruhme
 „Von solcher Rede, die mit Honiges Süsse träufte,
 „Von solcher Schöne, die bei Redlichen hochgeachtet,
 „Von solcher Tugend, die so milde wie Nektarsafte war?“

als eines der köstlichsten Dinge sich dargestellt findet, so fasst ihn die pessimistische Weisheit des Panchatantram als verzuckertes Gift in dem von echt altindisch weibfeindlichen Herzen geborenen Spruche auf:

„Sie reden mit dem Munde hold, indess ihr kaltes Herz uns trifft
 „Mit Streichen; Honig ist im Wort der Frau'n, im Herzen schlimmes Gift:
 „Drum (wie um Honig Bienen thun mit Lotus) von dem bischen Lust
 „Betrogen, küssen Frauenmund die Männer, pressen Frauenbrust.“

Die moderne, an Irrfahrten à la Don Quixote sich ergötzende, Naturbetrachtung weiss so viel und so amüsant von allerhand erstaunlichen schützenden Aehnlichkeiten zu berichten; sie kann von den alten Indern etwas lernen; denn Spruch 3989 erzählt:

„Eine Biene fliegt in den Schnabel eines Papageien im Wahne, es sei eine Palâga-Knospe, und dieser wiederum will die Biene festhalten, im Wahn, es sei eine Jambû-Frucht.“

Welch' verderbenbringende Aehnlichkeiten!

(Aus dem zoologischen Museum in Berlin.)

Ueber die Dipterengattung *Laparus*.

Von Dr. F. Karsch.

In einer vom Afrikareisenden Dr. R. Büttner vor Kurzem an das Königl. Museum gelangten Insektensendung aus der Sibangefarm bei Gaboon (Westafrika) befindet sich in einem männlichen Exemplare eine grosse Dasypogonide der Gattung *Laparus* Lw., die von allen bereits im Königl. Museum vertretenen Arten (*aulicus* Wiedem., *melasomus* Loew, *clausus* Loew, *tabidus* Loew, *laticornis* Loew, *faustus* i. litt.¹⁾) und anderen noch undeterminirten Spezies)

1) *Laparus faustus* (Museum i. litt.), ♂, *fuscus*, *facie flava*, *antennis brevibus*, *articulo tertio dilatato*, *alis rubro-brunneis*. Long. corp. ca. 19 mill. Promuntorium bonae spei (Krebs):

Eine der grösseren Arten, ausgezeichnet durch die fast vollkommen gleichmässig rothbraunfarbigen Flügel. Gesicht gelblich, Mundrand reich gelbborstig, Antennen kurz, gelb, das Endglied verbreitert und kurz. Thorax dunkel, grau bereift, der Rücken auf der Mitte mit drei dunkelbraunen Längsstriemen. Hinterleib sehr schlank und dünn, auch das Hinterende nur wenig dicker. Beine schwärzlich, gelbborstig, Schienen an der Wurzel heller. Die rothbraunen Flügel zeigen unregelmässige, auf beiden Flügeln auch des Individuums nicht stets übereinstimmende, milchweisse Zellkerne und Längswische, von denen als beständig nur ein milchweisser Kernfleck in der fünften Hinterrandszelle erscheint. Die hinterste der drei von der Discoidalzelle ziemlich in gleichen Abständen von einander entspringenden Adern ist gegen das Ende hin gebogen, so dass die vierte Hinterrandszelle am Flügelrande verschmälert wird. Mit *Laparus laticornis* Loew, von dem das Museum nur ein einziges, durch eine überschüssige Querader in

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Berliner Entomologische Zeitschrift](#)

Jahr/Year: 1886

Band/Volume: [30](#)

Autor(en)/Author(s): Canus

Artikel/Article: [Die Honigbiene im alten Indien. Eine kulturgeschichtliche Skizze. 65-71](#)